

Wilfried Härle, Als ob alles Beten nichts nützt. Das EKD-Papier zur Reform des deutschen Protestantismus hat theologische Schwächen, Zeitzeichen. Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft 10/2006, Oktober 2006, 7. Jg., S. 22 bis 25

Am 6. Juli 2006 veröffentlichte der Rat der EKD ein Impulspapier unter dem Titel „Kirche der Freiheit – Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“. Mit ihm setzt sich der Heidelberger Theologieprofessor Wilfried Härle kritisch auseinander.

Betrachtet man das Presseecho und die durch das EKD-Papier ausgelöste kurze Diskussion, so kann man den Eindruck gewinnen, es gehe dabei nur um zwei Themen: um die bis zum Jahr 2030 sinkenden Mitgliederzahlen und Finanzmittel und den Vorschlag, die Zahl der Landeskirchen durch Fusionen von 23 auf acht bis zwölf zu reduzieren.

Tatsächlich bilden die Zahlen, die etwas über die zu befürchtende Entwicklung der EKD sagen, wenn keine gravierenden Änderungen eintreten, den stets mitlaufenden Texthintergrund. Und offensichtlich ist auch das Ziel einer, die Landeskirchen betreffenden Strukturreform von Anfang an im Blick. Aber im Text selbst machen diese Passagen nicht einmal fünf Prozent aus. Diese Knappheit ist in gewisser Hinsicht zu bedauern. Denn so kann der Eindruck entstehen, eine Zusammenlegung von Landeskirchen würde das Sinken der Mitgliederzahlen stoppen oder gar vermindern. Dem gegenüber ist zu bedenken, dass solche Fusionen – ganz abgesehen von dem mit ihnen verbundenen Kräfteaufwand – stets zu Verlusten von Mitgliedern führen, nicht zu Gewinnen. Das liegt an der geringeren Bindekraft größerer kirchlicher Einheiten sowie an den unvermeidlichen Enttäuschungen und Reibungsverlusten, die Vereinigungsprozesse mit sich bringen.

Trotzdem kann es aus wirtschaftlichen Gründen das Gebot der Stunde sein, in den nächsten Jahren stärker über Kooperationen und Fusionen von Landeskirchen nachzudenken und diese in die Wege zu leiten, sofern die Entwicklung der Finanzen dies erfordert. Solche Bemühungen finden ja insbesondere in den östlichen Landeskirchen seit geraumer Zeit statt und werden offensichtlich aus Einsicht in die Notwendigkeit zielstrebig verfolgt. Im Blick auf den Preis, der dafür zu zahlen ist, haben solche Prozesse freilich nicht so sehr den Charakter zukunftsweisender Reformen, sondern sind eher als Überlebensnotwendigkeiten zu beurteilen und zu akzeptieren.

Liest man das umfangreiche EKD-Papier ganz, wird schnell deutlich, dass es sich keineswegs in den beiden genannten Punkten erschöpft, sondern dass es ein umfassendes, teilweise äußerst konkretes kirchliches Reformprogramm vorlegt. Es will nicht vor einer angeblichen Zwangsläufigkeit prognostizierter Mitglieder- und Finanzentwicklungen resignieren. Es fragt vielmehr gründlich und praxisorientiert, wie die EKD gegen den Trend wachsen kann. In dieser Zielsetzung liegen die entscheidenden Stärken und auch einige gravierende Schwächen des Textes.

Das Impulspapier hat eine klare, übersichtliche Struktur. Inhaltlich handelt es sich jedoch um einen in mehrfacher Hinsicht uneinheitlichen, spannungsvollen Text. Man merkt, dass offensichtlich mehr als ein Mitglied der zwölfköpfigen Perspektivkommission und des Rates der EKD an ihm gearbeitet und geschrieben haben.

Der Titel „Kirche der Freiheit“ hat nur wenig mit dem Inhalt zu tun. Zwar kommt das Papier immer wieder einmal auf das Thema Freiheit zu sprechen. Und es bemüht sich auch um eine Klärung des Freiheitsbegriffs und um einen Anschluss an Luthers Rede von der Freiheit eines Christenmenschen. Aber diese Bezüge wirken durchweg äußerlich und aufgesetzt. Dass und inwiefern es gerade um die Zukunft einer Kirche der Freiheit geht, wird nicht deutlich. Das Papier enthält vielmehr Formulierungen, die besser und genauer als Titel gepasst hätten: „Evangelisch in Deutschland“ oder „Evangelisch im 21. Jahrhundert“.

Die metaphorische Rede vom „Leuchtfener“, mit der zwölf konkrete Visionen und Ziele bezeichnet werden, ist missraten. Dass Leuchtfener „in früheren Zeiten am Strand oder in den Bergen als Orientierungslichter gesetzt wurden, damit Segler oder Wanderer trotz Wind und Wetter, trotz Berg und Tal zu ihrem Ziel finden konnten“, klingt zwar wildromantisch. Es trifft aber die Sache im entscheidenden Punkt nicht. Leuchtfener haben in der See- und Luftfahrt primär warnenden, abgrenzenden Charakter. Sie bezeichnen nicht ein Ziel, sondern eine Gefahrenquelle, sei es die Küste, an der ein Schiff stranden könnte, oder die Begrenzung einer Landebahn, über die das Flugzeug nicht hinaus geraten darf. Aber so wollen die Leuchtfener dieses Textes gerade nicht verstanden werden. Deshalb wäre die ebenfalls mehrfach verwendete Rede von „Orientierungslichtern“ genauer, wenn auch nicht wesentlich schöner.

Veränderungspathos

Von seiner Diktion und Argumentation her zerfällt der Text in zwei annähernd gleich große, aber qualitativ sehr unterschiedliche Teile. Die Seiten zwölf bis 46 sind von einem theologisch kaum reflektierten Veränderungs- und Gestaltungspathos durchdrungen, das vor allem von liberalen, ökonomischen und soziologischen Denkansätzen bestimmt wird und programmatisch vor „Verkirchlichung“ warnt. Hier kann man streckenweise den Eindruck gewinnen, der EKD solle genau das als Heilmittel empfohlen werden, woran sie schon seit langem krankt.

Demgegenüber präsentiert sich der zweite Teil auf den Seiten 48 bis 103 – mit wenigen Ausnahmen – ganz anders. Hier wird sorgfältig theologisch argumentiert, nach einem spezifisch evangelischen Profil und nach geistlicher Kompetenz gefragt, die Stärkung der Kirche um des Evangeliums willen gefordert und der kirchliche Verkündigungsauftrag ins Zentrum der Überlegungen gerückt. Die Erläuterungen zu den zwölf Leuchtfenern sind weitgehend so gut und herausfordernd gelungen, dass sie sich geradezu als Textgrundlage für Kirchenvorstände, Mitarbeiterseminare oder Fortbildungsveranstaltungen anbieten.

Als den schwerwiegendsten Mangel des ganzen Textes empfinde ich die Tatsache, dass das für eine kirchliche Selbstbesinnung aus evangelischer Sicht maßgebliche Verständnis der Kirche als Werk Gottes und Geschöpf des Evangeliums keine grundlegende und orientierende Bedeutung gewonnen hat. Erst ab Seite 100 wird klar formuliert, dass die Kirche durch das freie Wirken des Geistes Gottes gebaut, erhalten und zu dem gemacht wird, was sie sein soll. Zwar wird dieser Gedanke schon einmal auf Seite 33 – im Anschluss an Luthers und Calvins Unterscheidung zwischen dem äußeren Wort und dem inneren Zeugnis des Heiligen Geistes – kurz gestreift. Diese Einsicht bleibt aber sowohl an dieser Stelle wie auch für das ganze Papier leider folgenlos.

Um nicht missverstanden zu werden: Dass dieser Text so energisch konkrete Vorschläge macht und Ziele und Wege beschreibt, ist ausdrücklich zu loben. Das Impulspapier ist ins Gelingen verliebt, und das ist ermutigend. Aber der Text steht in der großen Gefahr, dabei die Elemente aus dem Blick zu verlieren, die wir nur erhoffen und von Gott erbitten können, aber nicht machen oder herstellen. Auf Seite vierzehn heißt es im Blick auf die derzeitige religiöse Situation: „Es ist nicht mehr peinlich, nach dem zu fragen, was größer ist als das Kaufbare, Machbare und Gestaltbare.“ Man wünschte, die Verfasser des Impulspapiers hätten sich ein wenig mehr von diesem Geist anstecken lassen. Ihre Leidenschaft für die Realisierung des Möglichen wäre dadurch nicht geringer geworden, wohl aber geistlich fundierter.

Exemplarisch für dieses Defizit sind auch zwei Sprachmuster, die für die Formulierung der „Leuchtf Feuer“ gewählt wurden: Einerseits die stets wiederholte Formel: „Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten“, andererseits die in allen Leuchtf Feuer verwendete grammatische Form des Indikativs für Zukunftsaussagen: „Im Jahr 2030 ist die evangelische Kirche nahe bei den Menschen.“

Die Formel „Gott vertrauen und das Leben gestalten“ ist nicht nur außerordentlich blass geraten, sondern durch das bloß additive „und“ ganz unbestimmt. Schon die Formulierung „Im Vertrauen auf Gott das kirchliche Leben gestalten“ würde mehr sagen. Vielleicht ist damit ja sogar das Vertrauen auf das unverfügbare Wirken des Heiligen Geistes gemeint, der Glauben weckt, wo und wann Gott will. Das müsste aber im ganzen Text mehr spürbar werden. Und das ist gerade dort nicht der Fall, wo in den Leuchtf Feuer von der Situation des Jahres 2030 so gesprochen wird, als sei sie dem Blick des Impulspapiers bereits jetzt zugänglich. Vermutlich soll das nur ein Aufmerksamkeit weckendes Stilmittel sein, um anzudeuten, wie notwendig eine solche Veränderung ist und wie fest der Text an ihre Realisierung glaubt. Aber nicht jedes sprachliche Stilmittel ist auch ein guter theologischer Einfall. Hätten die Verfasser sich nicht durch das „wenn Gott will“ aus dem Jakobusbrief davor warnen lassen können, so ungeistlich von der Zukunft zu reden?

Geistliche Spurenelemente

Nach meiner Auffassung hat das darin erkennbar werdende Defizit deswegen eine so große (negative) Bedeutung, weil an ihm nicht nur – wider Willen! – abgelesen werden könnte, was und wie wenig die evangelische Kirche für ihre eigene Zukunft von Gott erhofft, erbittet und erwartet, sondern auch, was und wie wenig sie den Menschen als Grund des Vertrauens auf Gott zu verkündigen hat. Dass wir arbeiten sollen, als ob alles Beten nicht nützte, davon ist in dem Text viel zu spüren. Dass wir beten sollen, als ob alles Arbeiten nichts nützte, das findet sich dagegen allenfalls in Spurenelementen.

Vermutlich hängt das auch damit zusammen, dass Bibel und Bekenntnis im Impulspapier eine auffällig geringe Rolle spielen. Zwar wird gelegentlich einfühlsam darauf hingewiesen, welche Bedeutung es haben kann, dass Christenmenschen, die nicht mehr an einem Gottesdienst teilnehmen können, zum Lesen und Auslegen der Heiligen Schrift zusammenkommen. Aber als Quelle und Kriterium für sein eigenes Argumentieren macht dieser Text von Schrift und Bekenntnis erstaunlich wenig Gebrauch. Die Bibelstellen, die in den Text eingestreut sind, haben eher illustrative als argumentative Funktion. Und außerdem hat ausgerechnet dabei das Impulspapier keine glückliche Hand. So wird auf Seite 35 die Rede vom „Beweis des Geistes und der Kraft“ aus dem 1. Korintherbrief Gotthold Ephraim Lessing zugeschrieben, der sie doch

seinerseits von Paulus übernommen hat. Auf Seite 82 wird die Aussage aus der Weisheit Salomos, wonach „die Weisheit den Mund der Stummen öffnete“, wiedergegeben durch die These, die Diakonie sei der Mund der Stummen. Offenbar liegt hier eine Verwechslung mit Sprüche 31,8 vor: „Tu deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind.“ Das hätte gepasst.

Der wenig glückliche Umgang mit biblischen Texten taucht schließlich noch einmal ganz am Ende auf, wo ausgerechnet das bekannte Bibelwort aus dem 2. Korintherbrief (5,19), das den Abschluss des ganzen Impulspapiers bildet, mit einer falschen Stellenangabe zitiert wird.

Zu den Merkwürdigkeiten des Papiers unter der Überschrift „Kirche der Freiheit“ gehört schließlich, dass zwei qualitativ hochwertige Texte aus dem Jahre 2001 – um die es auch in diesem Impulspapier geht und die aus der Arbeit der Kammer für Theologie der EKD und aus der Arbeit des Theologischen Ausschusses der VELKD hervorgegangen sind und die sich intensiv mit diesen Themen beschäftigen – nicht einmal unter den abschließenden Literaturhinweisen auftauchen. Gemeint sind der von Bischof Hans Christian Knuth herausgegebene Band „Von der Freiheit – Besinnung auf einen Grundbegriff des Christentums“ und der von der Theologieprofessorin Dorothea Wendebourg und dem Philosophieprofessor Reinhard Brandt herausgegebene Band „Traditionsaufbruch – Die Bedeutung der Pflege christlicher Institutionen für Gewissheit, Freiheit und Orientierung in der pluralistischen Gesellschaft“.

Dass in einem Diskussionsbeitrag wie meinem Artikel die kritischen Töne überwiegen, ergibt sich auch aus seiner Funktion. Das kann aber den Gesamteindruck leicht verzerren und verfälschen. Deswegen sei betont, wie viel Wertvolles, Kreatives, Praxisorientiertes und Zukunftsweisendes insbesondere im zweiten Teil dieses Impulspapiers enthalten ist. Hier ruft sich die evangelische Kirche in einer Weise zu ihrer Sache und zu ihrem Auftrag, wie es bisher selten zu hören oder zu lesen war. Deswegen sind dem Impulspapier – trotz seiner Länge und seiner Schwächen – viele aufmerksame, interessierte, aufgeschlossene Leserinnen und Leser zu wünschen.

Vor allem wird es darauf ankommen, dass die Pfarrer- und Mitarbeiterschaft und die Gemeinden sich anstecken lassen von den Visionen und Zielen und dass sie bereit sind, die nächsten Schritte mitzugehen, die für das vor uns liegende Jahrzehnt vorgeschlagen werden. Aber das gehört ebenfalls zu den Elementen, die sich unserer Verfügung entziehen. Der Rat der EKD hat sein „äußeres Wort“ zur Zukunft der Evangelischen Kirche in Deutschland gesagt. Was daraus und aus der EKD im 21. Jahrhundert wird, liegt in Gottes Hand. Wie gut!